

ROMAN STOPA

LAUTLICHE UND GRAMMATISCHE PROBLEME DER KHOISANSPRACHEN

„Wer den Sprecher will verstehen, muss in Sprechers Lande gehen“. Die Sprache macht einen Teil des menschlichen Benehmens aus und zwar der äusseren, zugleich auch der inneren Welt gegenüber. Darum beruhen ihre Ausdrucksmittel hauptsächlich auf der Gestalt der fünf Faktoren, die diese Aussen- und Innenwelt des Sprechers bestimmen. Diese sind:

- 1) die natürliche Umgebung, oder kurz, die Natur,
- 2) die körperliche Beschaffenheit, oder der Rassentypus des Sprechers,
- 3) die Psychik des Volkes bzw. des Stammes, dem der Sprecher angehört,
- 4) die Kulturart des Stammes,
- 5) die Geschichte, oder die historischen Vorgänge, welche einermassen den Entwicklungsgang der betreffenden Sprache beeinflusst hatten.

Das Zusammenspiel aller dieser Faktoren wird durch die folgende Zusammenstellung veranschaulicht, welche in diesem Falle die sog. Buschmannprovinz betrifft.

1) Umwelt	2. Rasse	3) Psychik	4) Kultur	5) Geschichte
Salzsteppe, Halbwüste	Khoisan; physischer Infantilismus (Dart)	Psychischer Infantilismus oder „das Kind des Augenblicks“ (Passarge)	Eurafrakanische Steppenjägerkultur; Jäger und Sammler	Früher haben die Kleinschwüchigen, also die Buschmänner und die ihnen nahe verwandten Pygmäen und Boskopon ganz Afrika bevölkert.

Ihre Wanderungen nach Wild und aus dem Wege der grosswüchsigen Rassen weisen auf die Substratswirkung ihrer Sprache auf alle Sprachgruppen Afrikas hin. Durch ihre frühzeitige Isolierung in den sog. Rückzugsgebieten kann in einem gewissen Grade die Primitivität ihrer Rasse, Kultur und Sprache erklärt werden.

Und nun gehen wir zu einer flüchtigen Beschreibung der Hauptmerkmale des Buschmännischen über.

Es soll schon von vornherein unterstrichen werden, dass sich in den Hauptelementen sowohl des Lautsystems des Buschmännischen wie auch seiner grammatischen Struktur alle einfachsten Ausdrucksmittel fast einer jeden primitiven Sprachgruppe aufdecken lassen. Als Beispiel nehmen wir den Dialekt ≠Khomani der südlichen Buschmannsprache und den !Kū — Dialekt der nördlichen Buschmannsprache.

A. VOKALE

1) Der Farbe nach werden hier fast alle Nuancen vertreten, die jedoch nicht als Phoneme, sondern eher als phonetische Varianten fungieren. Phonematisch genommen, werden hier

I. die Vokale der hinteren Zungenlage denjenigen der vorderen entgegengesetzt, z. B. *i* : *u*.

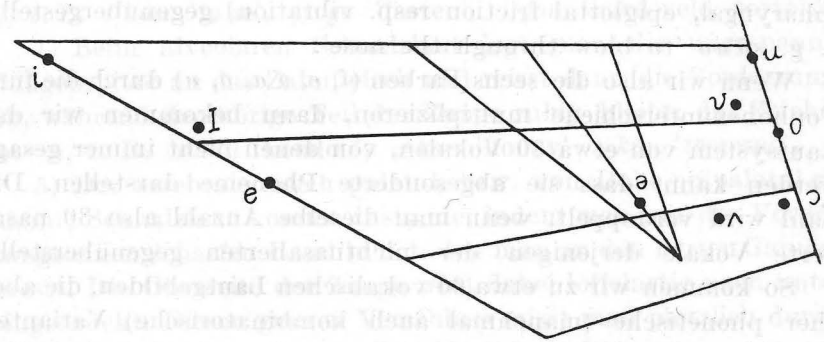
II. die Vokale der hohen Zungenlage werden denjenigen der niedrigen gegenübergestellt, also *i*, *u* : *a*.

III. die Vokale der mittleren Zungenlage stellen ein Mischgebilde vor, welches manchmal auch phonematisch bewertet werden kann; das kann u. a. auf den Einfluss benachbarter Neger- oder Hottentottensprachen zurückgeführt werden, ob sich in dem gegebenen Buschmandialekt die Opposition *e* : *o* feststellen lässt oder nicht. Nach den Untersuchungen von C. Doke und L. F. Maingard ist die obengenannte Opposition in ≠Khomani vorhanden.

IV. Zentrale bzw. zentralisierte Vokale sind auch da; wie oben gesagt, sind sie aber in keiner der 3 Buschmannsprachen bzw. in keinem der ihnen zugehörigen Dialekte zu selbständigen Phonemen geworden; sie sind also als phonetische, manchmal als kombinatorische Varianten aufzufassen.

Somit sieht das vokalische Lautsystem des !Kū ungefähr so aus: *i*, *e*, *ə*, *a*, *o*, *v*, *u*. Ich muss hier um Verzeihung bitten, dass ich über das respektive Bild, also über das Vokaldiagramm des ≠Khomani zur Zeit nicht verfüge, deswegen muss ich mich mit der Anführung desjenigen des !Kū begnügen:

Zwar gehört das !Kū (bei D. F. Bleek durch N₂ bezeichnet) zur Nordbuschmannsprache, es steht aber dem ≠Khomani so nahe, dass das Bild seines vokalischen Lautsystems dasjenige des ≠Khomani ersetzen kann.



Der Unterschied besteht vor Allem darin, dass es in ≠Khomani sechs Vokalphoneme, dagegen in !Kū sieben gibt.

2) Sämtliche Vokale kommen in fünf Tonhöhenstufen vor, welche phonematisch bewertet werden, also: z. B. !nū 'sand dune', //v 'to come', //v 'house, shelter', //v 'blanket (skin)', ≠khvāa 'to speak'.

3) Drei Stufen der Dauer der Vokale kommen vor, die aber keine phonologische Opposition bilden, also z. B. //v 'come': //vga 'fasten': !gāa 'sky'.

4) Ebenfalls, obwohl man drei Stufen der Stärke beobachten kann, dennoch sind sie nur als phonetische Varianten aufzufassen, also damit werden Worte von verschiedener Bedeutung nicht unterschieden. Das bezieht sich auf einsilbige Wörter, deren Anzahl etwa die Hälfte des Wortschatzes umfasst. In 2-silbigen sieht man schon die Anfänge der Unterscheidung der Wörter, je nach dem die erste oder die zweite Silbe den Starkton hat. Also für einsilbige Wörter, kann als Beispiel: //kai, //ko, //ke 'not' dienen, für zweisilbige /kχ'ēisi 'beads' oder /khosí 'bone pipe'.

5) Fast jeder Vokal kann entweder in nasaliert Form, die zugleich auch etwas länger ist und in nicht nasaliert vorkommen, also einem *ã* setzt sich ein *a* entgegen und wird oft phonematisch also auch hinsichtlich der Bedeutung anders bewertet, z. B. *≠gwai* 'clay': *≠nwāi* 'to contradict'.

6) Manche, besonders die hinteren Vokale unterliegen einer Nuancierung hinsichtlich der Pressung. Es wird z. B. einem */kɔposi*, das 'prickly cucumber' bedeutet, ein */kɔpɔ̃* mit gepresstem Stimm-einsatz oder mit einer Verengerung und Reibung im Rachen (pharyngal, epiglottal friction resp. vibration) gegenübergestellt, e. g. *sūwa* 'to blow through the nose'.

Wenn wir also die sechs Farben (*i, e, ə, a, o, u*) durch die fünf Tonhöhenunterschiede multiplizieren, dann bekommen wir das Lautsystem von etwa 30 Vokalen, von denen nicht immer gesagt werden kann, dass sie abgesonderte Phoneme darstellen. Die Zahl wird verdoppelt, wenn man dieselbe Anzahl also 30 nasalierte Vokale derjenigen der nichtnasalierten gegenüberstellt.

So kommen wir zu etwa 60 vokalischen Lautgebilden, die aber eher phonetische (manchmal auch kombinatorische) Varianten darstellen als wirkliche Vokalphoneme, die auf phonologischen Oppositionen beruhen. Dazu kommt noch, dass die Nasalierung im Allgemeinen als eine sekundäre Erscheinung aufgefasst werden muss (also zuerst Schwund eines Nasalkonsonanten und dann die Nasalierung des dem Nasal vorangehenden Vokals). Ebenfalls die zwei *ai, au*, bzw. mit Nasalierung, vier Diphthonge scheinen einen sekundären Zusatz zum ursprünglichen, eher ärmeren buschmännischen Vokalsystem bilden.

Das ursprüngliche Vokalsystem des Buschmännischen besass etwa drei Farbenqualitäten der Vokale *i, a, u*, jede von ihnen mit einer der fünf Tonhöhenstufen versehen, also etwa fünfzehn Vokalphoneme.

B. KONSONANTEN

I. Das Konsonantensystem des *≠Khomani* beruht auf fünf Oppositionen in der Lage und Form der Zunge während der Lösung des vorderen Verschlusses der Sprachorgane. Damit kommen wir zu fünf Schnalzlauten, also:

1) Der labiale Schnalzlaut wird gebildet, indem man die geschlossenen und zugleich hervorgestreckten Lippen in der Form eines Kusses voneinander löst; Beispiele: *○ho* 'wood, tree', *○pwa* 'child, baby'.

2) Der dentale Schnalzlaut kommt zustande, indem man mit der Zunge eine Saugbewegung an den Schneidezähnen macht; Beispiele: */k'au* 'snake' */húsi* or */nūsi* 'white man'.

3) Beim lateralen Schnalzlaut macht man eine Saugbewegung mit der Zungenseite an den Backenzähnen rechts oder links oder noch besser zweiseitig; das herkömmliche Zeichen (W. H. I. Bleek) //, z. B. *||kau* 'take', *||nga* 'fasten', *||gòu* 'hard-veld tortoise'.

4) Beim alveolaren Schnalzlaut legt man die ungespannte Zungenspitze an das Zahnfleisch und reisst dann die Vorderzunge ab, während der übrige Teil der Zunge ruhig bleibt; das Zeichen ist ≠, z. B. *≠kaũ* 'koodoo', *≠kau* 'honey' *≠kóu* 'tsamma'.

5) Der zerebrale (auch palatal, bzw. von Doke präpalatal genannt) Schnalzlaut kommt zustande, indem man mit der Vorderzunge einen scharfen Rand bildet, den man an den harten Gaumen presst. Die Oberseite der Zunge wird dabei löffelförmig nach unten eingedrückt. Diesen ganzen Verschluss reisst man plötzlich durch, indem man die Zunge schnell nach unten zieht.

So entsteht ein knallendes Geräusch, wie beim Ausziehen eines Pfropfens aus einer Flasche; Beispiele: *!kolö* 'to low, brul', *!khai* 'ostrich hen'.

Der labiale Schnalzlaut ist nur der Südbuschmannsprache eigen, die vier folgenden findet man in jeder Buschmann- und auch in der Hottentottensprache.

6) Dagegen den sog. retroflexen Schnalzlaut findet man nur in der Nordbuschmannsprache. Er wird gebildet, indem man die Zungenspitze an den vorderen Gaumen in einer zurückgebeugten Form presst und sie scharf nach hinten reisst; dabei entsteht ein krächzender Laut; das betreffende Beispiel ist: *///gú* 'water'.

Alle oben beschriebenen Lösungen des vorderen Verschlusses der Zunge bzw. der Lippen werden nach unten und hinten oder nur nach hinten vorgenommen. Deswegen haftet ihnen keine kommunikative Funktion an. Diese wohnt in der Art der Lösung des hinteren Verschlusses der Zunge inne.

Denn es soll stark unterstrichen werden, dass bei jedem afrikanischen, also vollkommen ausgebildeten Schnalzlaut auch ein hinterer Verschluss der Zunge zustandekommt, dessen Lösung in der Form einer velaren Ejektiva, Injektiva oder einer velaren Exspirata, bzw. velaren Nasalis erfolgt.

Dieser ejektive, expiratorische bzw. nasale Velar- oder besser gesagt-Gutturallaut, ja sogar der injektive Gutturallaut besitzt die kommunikative Funktion und leitet die betreffende Qualität des Schnalzens der angesprochenen Person zu. Dies geschieht deswegen, weil die Lösung des hinteren, also des gutturalen Verschlusses der Hinterzunge im Allgemeinen nach vorne, also in der Richtung der Person erfolgt, zu der gesprochen wird.

Noch ein Wort über sonstige „exotische Laute“, die entweder in den buschmännischen Schnalzböcken erscheinen — der echte afrikanische Schnalzlaut = eine feste Verbindung von Saugbewegung und Schluck- bzw. Atembewegung — oder aus ihnen hervorgegangen sind.

Das sind 1) die sog. Labiovelare — ich nenne sie Disjektive, indem ich mich an die Bezeichnung anderer Laute anlehne. Sie werden ohne Luftverbrauch, also nur durch die entsprechende Muskelbewegung der Lippen produziert, welche, man könnte sagen, disjeziert, d. h. auseinandergeschoben oder (-geworfen) werden. Die Raucher, die eine Pfeife rauchen, machen manchmal eine ähnliche Bewegung, auch die Hunde, die nach den Fliegen schnappen. Das buschmannische !*gwa* 'to break' stellt einen disjektiven Schnalzböck dar, der dem disjektiven oder labiovelaren *gb* in dem Worte E. *gba* 'brechen' zugrundeliegt. Zu dem Obigen vergleiche noch das E. *gba* 'schlagen, Trommel', dann noch *e-kpè* < -!kwe 'Stein'.

Ejektive Laute kommen zustande, indem man bei geschlossener Stimmritze (glottal stop) einen Verschluss an den Lippen, an den Zähnen, Alveolen oder am Velum vornimmt. Die beiden Verschlüsse bilden also einen geschlossenen Raum, in welchem die Luft durch die Hebung des ganzen Kehlkopfes verdichtet wird. Dadurch wird die Lösung des vorderen Verschlusses, also desjenigen an den Zähnen, Alveolen oder am Velum durchgeführt. Als Beispiel möge das Wort *kx'ei'à* oder *kx'ei-ja* 'lachen', dienen. Es gibt auch ejektive Schnalzböcke, also z. B. *kx'a* 'trinken'. Alle Ejektiven sind stimmlos *p'*, *t'*, *ts'*...

Als injectiv habe ich die Laute bezeichnet — Otto von Essen u. a. haben diese Bezeichnung angenommen — die von C. Doke „implosive sounds“ genannt werden. Bei der Hervorbringung dieser Laute geschieht im Allgemeinen das Umgekehrte als bei der Erzeugung von Ejektiven. Bei geschlossener Stimmritze wird der Kehlkopf als Ganzes gesenkt, wodurch eine Luftverdünnung im geschlossenen Raume zwischen der Bänderglottis und dem Verschlüsse an den Lippen, Zähnen, Alveolen oder am Velum hervorgerufen wird. Als Beispiel möge der injektive Schnalzböck dienen, also /*ga* 'das Auge' oder 'sehen'.

Sämtliche injektive Laute, die von Panconcelli-Calzia zuerst gründlich untersucht worden sind, bezeichnet man als halbstimmhaft, am häufigsten kommen vor 'b und 'd, z. B. im Zulu *a'ba-ntu*, Ful 'da'da < /a-/a 'schärfen, wetzen'.

Nun, bevor wir zu den grammatischen Struktureigenschaften übergehen, möchten wir nochmals auf die am Anfang genannten Faktoren zurückgehen, um auf diese Weise einen Hintergrund für den Bau der Khoisansprachen zu gewinnen.

GRAMMATISCHES

„Die Sprache ist ein getreuer Ausdruck der gesamten kulturellen Haltung einer Gruppe“. Wir könnten also fragen, ob sich in dem grammatischen Bau, in der inneren Struktur der Sprache, nicht das Zusammenspiel der vorher genannten 5 Faktoren aufdecken läßt, die die Grundlage bzw. den Hintergrund für die Sprachgestaltung bilden. Jedoch bevor wir das beantworten, muß zweierlei vorgenommen werden. Erstens muß dieselbe Frage hinsichtlich des Lautsystems berührt werden, zweitens müssen einige Merkmale aus der Grammatik der Khoisansprachen erörtert werden.

Was das Lautsystem anbelangt, so wird durch das Tatsachenmaterial der Grundsatz bekräftigt, daß

I. Die Ejektivlaute der kulturellen Haltung, und zwar besonders der Wirtschaftsform der Jäger und Hirten entsprechen oder adäquat sind, weil sich diese Laute

1) in der Tierwelt ganz leicht wiederfinden lassen; z. B. *kx'* im Schrei der Katzen oder der Affen;

2) weil sie mit der sprachlichen Einstellung des Menschen im Einklang stehen, der keine Anstrengung der Sprachorgane scheut, weil seine gewöhnliche wirtschaftliche Betätigung kein speziell großes Aufgebot der physischen Kräfte erfordert; er wird ja auch durch seine Arbeit nicht so müde wie der Hackbauer, bzw. die Frau des Hackbauers. Wir können ja auch heute beobachten, daß die Aussprache eines Bauern nicht durch seine Trägheit, sondern eher durch seine Müdigkeit, seiner harten Arbeit wegen beeinträchtigt wird.

II. Somit kommen wir zu dem Grundsatz, daß sich in den Sprachen der Bauernvölker, z. B. in den Bantusprachen, die sog. Lenition, also Milderung, Verringerung der artikularischen Anstrengung feststellen läßt; hier nehmen also die stimmhaften Laute oberhand, und die injektiven Laute, die eben die Urform der stimmhaften Plosivae darstellen, werden in gewissem Grade zum Kennzeichen der Wirtschaftsform der betreffenden Völker.

III. Dazu noch eine Tatsache aus dem Gebiete der Wirkung des dritten Faktors, also aus dem Gebiete des Einflusses der Volkspsyche auf die Beschaffenheit der Sprache. So schreibt Westermann in dem Handbuch der Fulsprache, S. 195: „Vokale, die mit dem Kehlkopfverschluß (glottal stop) gesprochen werden, zusammen mit den Konsonanten mit Kehlkopfverschluß — ausschlaggebend sind (hier wohl die ejektiven Laute) — sind ein charakteristisches, sofort auffälliges Merkmal der Sprache; die Laute klingen wie hervorgestoßen, abgerissen — (in den kaukasischen Sprachen nennt man sie eben 'Abruptivae') — das ganze Sprechen hat, unterstützt von dem deutlich hervortretenden Starkton, ein kurz angebundenes, herrisches Gepräge“. Und eben eine solche Haltung nehmen die staatenbildnerischen Hirtenvölker in Afrika ein, besonders die Hamitenvölker den Bauernvölkern gegenüber. Die Psyche der letzteren zeichnet sich sehr oft durch demütige, schüchterne Haltung aus, die sie gerade ihren Herrschern gegenüber einnehmen. Dies stimmt auch mit der Beobachtung der Sprachheilkunde überein, welche festgestellt hatte, daß „Personen von schüchterner, demütiger Gefühlshaltung zugleich auch eine geringere Aktivität der Lippen und der Zunge aufweisen, wodurch es zu einer verschwommenen, undeutlichen Aussprache der Laute kommen kann“. Mit einem derartigen Verhalten und mit einer derarti-

gen Aussprache stehen die Injektiven im Einklang, in welche ja manchmal beim Weinen, Sich-schämen, oder bei dringenden Bitten der Kinder die entsprechenden Expirationslaute unwillkürlich übergehen.

Untersuchen wir nun, ob auch in den grammatischen Erscheinungen ein ähnlicher Zusammenhang besteht oder nicht.

Nehmen wir also die Khoisansprachen: Die grammatische Struktur dieser Sprachen beruht vor allem auf Reduplikationen, Wortzusammensetzungen (Double Verb in ≠ Khomani) und auf der Suffigierung weniger Morpheme, die am häufigsten auch als selbständige Worte auftreten. Im Buschmännischen besteht noch kein formaler Unterschied zwischen Verbum und Nomen, beim Pronomen werden Anfänge zu einer Klassifizierung der Dinge beobachtet, also im !*Kū ha* 'er' bezieht sich nur auf Personen, bzw. lebende, bewegungsfähige Wesen, dagegen *ga* 'es' weist nur auf leblose Dinge hin. So ist auch der Plural *hasn* und *gasn*, wobei zu bemerken wäre, daß *sn* auch 'sehen' bzw. 'Augen' bedeutet. Die Augen, die ja immer in der Mehrzahl vorkommen, sind so etwa wie zum Kennzeichnen des Zahlreichen geworden.

Die Anschaulichkeit als Prinzip der Klassifizierung hat im Hottentottischen zur Einteilung der Substantiva in vier Klassen geführt. Da haben wir also eine Teilung nach der äusseren Gestalt der Personen und der Dinge: die hohen, schlanken, starken bekommen das Suffix *-bi* < Buschm. !*kwi* 'Mensch, Mann', dagegen die niedrigen, plumpen, schwachen bekommen das Suffix *-si* (*-tsi*) < *S₅* /'i, 'das Loch, der Hintere'.

Es sieht also so aus, als ob im Hottentottischen die Unterscheidung vom grammatischen Genus, d. h. vom Maskulinum und Femininum vorhanden wäre. Dem ist aber nicht ganz so. Eher ähnelt diese Unterscheidung derjenigen, welche in kaukasischen Sprachen vorkommt. Denn es tritt noch eine zweite Klassifizierung hinzu, wodurch Wichtiges dem Unbedeutenden gegenübergestellt wird, also die zwei obengenannten Klassen, die als wichtig aufgefaßt werden, werden denselben Dingen und Personen gegenübergestellt, falls sie als unbedeutend bezeichnet werden sollen.

Auf diese Weise kommt der Hottentot zum sog. Genus commune, z. B. 1) es wird *heib(i)'*, ein hoher, schlanker Baum, einem *heis(i)'*, einem niedrigen, plumpen Baum, also einem Busch, ge-

genübertgestellt; 2) beide Begriffe, also sowohl *heib(i)* wie *heis(i)*, hohe und niedrige Bäume, werden als wichtig aufgefaßt und den Unwichtigen, also denjenigen, gegenübergestellt, die nutzlos dastehen, die in dem Moment, in dem von ihnen gesprochen wird, sich als unwichtig erweisen. Es wird in der betreffenden Geschichte nichts mit ihnen geschehen, sie werden weder personifiziert, noch werden aus ihnen nützliche Gegenstände gemacht. Wenn sie also als Brennholz bezeichnet werden, dann heißen sie *heii*, Pl. *hein(i)*. Das Suffix *-i* des Genus Commune wird im Buschmännischen auf *!ki* 'Holz' zurückgeführt oder auf *!ke*: Busch, Gras), welches auch dem *-i*, bzw. der *ki*-Klasse des Ful und der Wurzel *-ti*, E. *a-ti* des Bantu zugrundeliegt.

Lautet die Wurzel *khoi-*, welche mit dem buschmännischen *!ku*, *!kui* verwandt ist, dann ist die Sache so, daß *khoib(i)* den Mann oder den Menschen bezeichnet, *khois(i)* die Frau oder das Weib; dagegen *khoii* wird zur Bezeichnung des Menschen im Allgemeinen verwendet. Demgemäß bezeichnen auch die Worte *khoe-gu* hauptsächlich 'Männer', *khoe-ti* 'Frauen' und *khoi(i)* 'Leute' bzw. 'Menschen' ohne den betreffenden Genusunterschied hervorzuheben, also sowohl 'Männer' wie auch 'Frauen'. Das Suffix *-gu* geht auf das Wort *||gũ*, 'großgewachsen, zeugungsfähig sein' zurück, woher auch das Wort *||gũ-b*, Vater, stammt. Das Suffix *-ti* stammt aus dem buschmännischen *-di*, *-dé*, weiblich, das auf *||gai*, *||ki*, zurückgeht und 'pressen', 'auspressen', 'Brust' und zugleich auch 'Flüssigkeit' bedeutet.

Das Suffix *-ni*, welches sich sowohl auf das buschmännische *!ne:*, *!na(ta)*, 'beißen', als das Hauptmerkmal der wilden Tiere, als auch auf das hottentottische */ni*, 'ein anderer derselben Sorte', stützt, bedeutet also ursprünglich 'andere Individuen, die zur selben Sorte gehören', wobei das am häufigsten vorkommende beißende Tier, der Hase, zum Typus beißender, dann auch wilder Tiere geworden war und sich mit dem eben angeführten */ni*, 'anderer...', assoziiert hatte. *!koma* bedeutet nämlich im N₁ d. h. im *||k'au||en* 'der Hase' und *!ne-!koma* 'beißendes', bzw. 'wildes Tier'.

Wir möchten nur noch zwei morphologische Erscheinungen aus der hottentottischen Grammatik besprechen, um uns dann mit der Frage des Zusammenhanges zwischen Grammatik und Kultur zu befassen. Diese zwei morphologischen Erscheinungen sind:

1) Das Ergativum

2) Das Passivum

Nehmen wir ein Beispiel aus dem Nama: *khoëb gje ra ||goë*, 'der Mann liegt'; man kann aber ebensogut sagen *khoëb-a gje ra ||goë*, 'der Mann ist, welcher liegt', oder 'den Mann (sieht man) liegen', auch *||'eib gje khoëba*, 'er ist ein Mann'. Diese Ausdrucksweise ähnelt sowohl dem Ergativum der kaukasischen Sprachen, wo das Subjekt eines intransitiven Verbums im Akkusativ steht, wie auch dem Accusativus cum infinitivo des Lateinischen. Herkömmlicherweise nennt man die Form *khoëba* Casus emphaticus. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, daß dieser Casus emphaticus ebensogut die Funktion eines Wen-Falles, eines Accusativus, erfüllt, z. B. *khóëba ta ra mû*, 'ich sehe den Mann'.

Gehen wir nun zum Passivum über. Im Grunde genommen gibt es kein Passivum im Buschmännischen, was uns gewissermaßen an die Sudansprachen erinnert. Man sagt z. B. im Ewe *amesiäme lã wó*, 'jeder liebte sie', oder 'sie wurden von jedem geliebt'. Eine ähnliche Ausdrucksweise findet man im Buschmännischen, indem man im *!Kũ* sagt: *!gãi !kxari ho ga |e* oder *!gãi !kxari ho ga !ku*, d. h. 'des Baumes Schatten fand einer' oder 'des Baumes Schatten fand ein Mann' oder 'der Schatten des Baumes wurde gefunden'. Nebenbei bemerkt, die letztere Ausdrucksweise liegt sowohl dem Morphem *w(u)*, welcher im Bantu das Passivum bildet, wie auch der passivischen Konstruktion im Semitischen zugrunde. Ein sehr schönes Zwischenglied dazu war die altägyptische Konstruktion mit *tu*, 'Mann, Mensch', (gewöhnlich am Ende des Satzes gestellt), welche diejenige des Buschmännischen genau widerspiegelt; ja sogar die Partikel oder das Formans *tu* stammt ebenso wie das bantuaistische *tu* in *umu-* und *-ntu* aus dem buschmännischen *mumu*: zeigen und *tu* < ≠ *ku*, 'Mund', also nach Bantuanschauung ist der Mensch derjenige, der mit dem Munde hinweist, zeigt, bzw. spricht.

Fassen wir den Satz „der Schatten des Baumes wurde gefunden“ nochmals ins Auge, diesmal so wie er im Hottentottischen lautet: *heib di somi go ho-he*, wörtlich: 'Baum macht Schatten, sieh! fand einer(er)'. Dieses *-he* wird im Nama nicht mehr als selbständiges Wort gebraucht, aber im Korana-Dialekt des Hotten-

tottischen bedeutet *he 'er'*. Das ist also dieselbe Konstruktion, die wir vorher im Buschmännischen gesehen hatten.

Und wie ist es nun mit dem Zusammenhang zwischen Kultur und grammatischer Struktur der Khoisansprachen? Um die Frage möglichst ausführlich beantworten zu können, muß man das entsprechende Material auch in anderen Sprachgruppen Afrikas untersuchen.

I. So sieht man, daß das Prinzip der Anschaulichkeit die Klassifizierungssysteme der Sprachen der Jäger und Fischer beherrscht. Bewegungsfähiges und zugleich auch Lebenswichtiges wird dem Unbeweglichen, mitunter auch Unbedeutsamen gegenübergestellt.

II. In der Sprache der Hackbauer führt die Wirtschaftsform zu einer Klassifizierung, welche derjenigen der Aufspeicherung des Ernteertrages ähnelt. So werden z. B. in der melanesischen Sprache Kiriwina, wo es ähnliche wie im Bantu Gesellschaftsverhältnisse (Matriarchat) und ähnliche Wirtschaftsformen gibt, die Bestandteile der Pflanzen in vier Klassen zusammengefasst, 1. Blätter, 2. kleine Zweige, 3. Stämme, bzw. Stengel (Äste) und 4. Wurzeln.

III. In den Sprachen der Hirtenvölker ist die Geschlechtsunterscheidung am Vieh zu einem Einteilungsprinzip der Nomina geworden. Man kann das sowohl in den Sprachen der Hamiten und Semiten wie auch in denjenigen der Indogermanen beobachten. Daneben spiegelt sich auch die Gliederung der Gesellschaft in drei Altersklassen in manchen Sprachen der Hirtenvölker (Galla) wider.

IV. Dagegen könnte man in der Ausbildung einer besonderen Passivform sowohl im Bantu wie auch im Hamito-Semitischen eine fortschreitende Objektivisierung der Vorgänge sehen, welche in den Sprachen der Jäger noch emotionell, also mehr subjektiv (aktiv) aufgefasst werden. Und umgekehrt würde man geneigt sein, die Unterscheidung von Exklusiv- und Inklusivformen als ein Merkmal der Urtümlichkeit der Khoisansprachen aufzufassen.

V. Die Bantu-Konkordanz und Antizipation des Subjektes in der Form eines Pronomens würde man dann auf die bäuerliche Haltung zurückführen, die Dinge möglichst explizite auseinanderzulegen und sich bei der Schilderung eines Vorganges der Perseveration, der Dauerkennzeichnung der Gedankengänge zu bedienen.

TADEUSZ MILEWSKI

TYPOLOGICAL SIMILARITIES BETWEEN CAUCASIAN AND AMERICAN INDIAN LANGUAGES

1. Introduction. 2. Phonology. 3. Morphology. 4. Syntax. 5. Lexicology. 6. Conclusion

1. The analysis of phonological structure and the comparison of morphological, syntactical and lexical systems show the typological similarities between Caucasian languages and many American Indian dialects from Pacific Coast. This similarity of linguistic systems of two groups of languages — considering many thousand miles distance — is very important and I will analyze it from different points of view.

2. The characteristic feature of the phonological systems of languages, belonging to both linguistic groups referred to, is the great abundance of phonemes¹. The phonological systems of many American Indian languages from Pacific Coast (Coos, Chinook, Coeur d'Alene etc.) and from Canada (e. g. Chipewyan) comprise

¹ Cf. A. Trubetzkoy, *Die Konsonantensysteme der ostkaukasischen Sprachen*, „Caucasica“ 8 (1931) p. 1—52. — J. F. Jakovlev, *Drěvnie svjazi jazykov Kavkaza, Azji i Ameriki*, „Trudy Instituta Etnografii imenja N. N. Mikljucho-Maklaja. Novaja Seria“ II, p. 196—204, Akademija Nauk USSR 1947. — C. F. Voegelin, *Inductively Arrived at Models for Cross-Genetic Comparisons of American Indian Languages*, University of California Publications in Linguistics 10 (1954), p. 27—45. — T. Milewski, *Phonological Typology of American Indian Languages*, „Lingua Posnaniensis“ IV (1953), p. 229—276. *Comparaison des systemes phonologiques des langues caucasiennes et américaines*, „Lingua Posnaniensis“ V (1955), p. 136—165. *Similarities Between the Asiatic and American Indian Languages*, „International Journal of American Linguistics“, Vol. 26, No 4 (October 1960), p. 265—274.